

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 59 (1988)
Heft: 4

Artikel: Das Heim - Lebensgemeinschaft oder ein Betrieb? : Gemeinschaft - Utopie und Wirklichkeit
Autor: Abbt, Imelda / Altendorf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-810673>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gemeinschaft – Utopie und Wirklichkeit



Imelda Abbt: Wer Gemeinschaft will, muss von Individualität, von Sozialität und vom Sinn der Gemeinschaft reden.

Liebe VSA-Freunde,

Die Jahresversammlung 1987 hat für den VSA – und darüber hinaus für das Schweizerische Heimwesen überhaupt – programmatischen Charakter gehabt. Das Thema «Das Heim als Lebensgemeinschaft» beschäftigt uns nämlich immer wieder und ist eine dauernde Herausforderung. Die vorbereiteten Kommissionen, die zahlreichen Beiträge in den vergangenen Monaten im Fachblatt wie auch die verschiedenen theoretischen und praktischen Beiträge an diesen beiden Tagen der Jahresversammlung, lassen das thematisch-programmatische Gewicht spüren. Der Abschlussvortrag, gemeinsam von Prof. Altendorf und mir gestaltet, möchte das Thema noch einmal aufnehmen und in einen weiteren Rahmen stellen. Der erste Teil will von den grundlegenden Bedingungen einer Gemeinschaft überhaupt handeln. Es geht dabei nicht bloss um Heimgemeinschaft, sondern um das, was Gemeinschaft überhaupt erst möglich macht. Prof. Altendorf wird im zweiten Teil über die «Widersprüchliche Wirklichkeit», vor allem der erlebten Gemeinschaft Staat und Kirche, reden.

Eine Vermittlung von Ideal und Wirklichkeit soll im dritten Teil, wenigstens ansatzweise versucht werden, und zwar im Dialog zwischen ihm und mir.

Imelda Abbt

Die Gemeinschaft ist ein Ideal

Wenn man von den grundlegenden Bedingungen einer Gemeinschaft handeln will, ist ganz gewiss von drei Dingen zu reden: von Individualität, von Sozialität und vom Sinn der Gemeinschaft.

1. Individualität

«Echter Gemeinschaftsgeist beginnt bei sich selbst, endet aber nicht bei sich, er geht von sich aus, zielt aber nicht auf sich ab; er will sich erfassen, befasst sich aber nicht mit sich selbst» (Buber). Damit ist gesagt, dass Gemeinschaft nie etwas ein für alle mal Gegebenes sein kann. Um Gemeinschaft muss immer wieder gerungen werden. Es ist dabei immer wieder neu eine Balance zwischen dem Ich und dem Hinausgehen zum Du und zur ganzen Welt, zwischen dem Beisichsein und dem Sichhingeben, zu suchen. Das Gefühl dafür muss zu einer Grundstimmung werden. Sie muss uns in Zeiten der Hochstimmung zügeln, wenn wir meinen, es gelinge immer alles in unserer Gemeinschaft und wir zu grosszügig werden, ändern und uns selber gegenüber. Sie muss uns aber auch zügeln, wenn uns Angst, missbraucht zu werden und sich dabei selber zu verlieren, befällt. Wir dürfen uns nicht willkürlich solchen und ähnlichen Stimmungen überlassen, zeigt doch die Erfahrung, dass wir uns dann eher nur mit uns selbst befassen statt mit der Gemeinschaft, in der wir leben. Mit anderen Worten: das «Wirgefühl» oder, wie Buber sagt, «echter Gemeinschaftsgeist» muss erlernt und bewusst gepflegt werden.

Aber das ist nicht immer leicht. Wir sind alle, unabdinglich, *Individualitäten*. Und das heisst: jeder ist auf seine Weise einzig; jeder hat eine einmalige «Bestimmung» in dieser Zeit, die von niemandem sonst wahrgenommen werden kann; jeder möchte auch in sich selber einen Sinn und eine Würde tragen, einen geschützten Lebensraum besitzen dürfen (innerlich und äusserlich), sich selber sein in lebenslanglichem Prozess usw.

Ich habe mich dazu schon öfter, und zum Teil auch ausführlich, geäussert. Ich erlaube mir daher, jetzt nur stichwortartig auf ein paar Grundmomente, die die menschliche Individualität konstituieren, hinzuweisen. Da ist zunächst die physische Einmaligkeit zu erwähnen. Es tönt banal, wenn etwa quasi-witzig festgestellt wird, es könne zur selben Zeit nur einer an einer bestimmten Stelle stehen. Natürlich ist das richtig. Aber es ist damit weit mehr verbunden, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Es macht einen riesigen Unterschied aus, wo und wann einer sein Leben verbringt: in welchem Jahrhundert, an welchem Ort der Welt, unter welchen sozialen, politischen, kulturellen Gegebenheiten usw. Diesen meist passiv hinzunehmenden Umständen steht meine aktive Bewältigung gegenüber. Was mache ich daraus? Wie werde ich damit fertig? Von was lasse ich mich dabei leiten? Damit sind auch die Fähigkeiten angesprochen, die mich innerlichst zum Individuum machen: Freiheit, Verantwortung, Gewissen.

In jedem Menschen ist daher etwas Kostbares, das in keinem andern, sondern nur in ihm ist. Individuell sein bedeutet ferner, in andauernden Prozessen und damit Veränderungen zu stehen. Dabei lebt der junge Mensch seine Individualität und seine Suche nach seiner einzigartigen Bestimmung anders als zum Beispiel der Mensch im mittleren Alter, und der wieder anders als der betagte Mensch. Dennoch, erst die vielen einzelnen Individualitäten mit ihren einmaligen geschichtlichen Bestimmungen können eine Gemeinschaft lebendig machen und lebendig erhalten. Ein Leben aus einem Gemeinschaftsgeist heraus vollzieht sich in einer geistigen und

VSA-Leseseminar 1988 in Zürich

«Unsere Arbeit im Heute muss getragen sein vom Hören auf das Gestern und vom Blicken auf das Morgen!»

Für alle in Heimen und im sozialen Bereich Tätigen und sonstige Interessierte

Leitung: Dr. Imelda Abbt

Text: Augustinus: Bekenntnisse, dtv 2159, München 1986⁴, Fr. 12.80

Zum Inhalt: Die «Bekenntnisse» Augustins gehören zu den einmaligen Leistungen der menschlichen Geschichte. Sie sind nicht nur ein faszinierendes historisches Dokument, sondern auch eine immer wieder neue Herausforderung an das Selbst- und Weltverständnis des Lesers.

Beginn: 26. April 1988

Dauer: 6 Dienstagabende, jeweils 17.00 bis 18.30 Uhr

Daten: 26. April, 10./24. Mai, 7./21. Juni, 5. Juli 1988

Ort: Altersheim Wiedikon, Burstwiesenstrasse 20, 8055 Zürich

Kosten: VSA-Mitglieder und MitarbeiterInnen von VSA-Heimen Fr. 50.–
Nichtmitglieder Fr. 90.–

Die Anmeldung wird nicht bestätigt. Die Kursunterlagen und Rechnungen werden eine Woche vor Kursbeginn zugestellt.

Anmeldetalon Leseseminar 1988 in Zürich

Name, Vorname

Name und Adresse des Heimes

Wohnadresse

Berufliche Tätigkeit

PLZ, Ort

Unterschrift, Datum

VSA-Mitgliedschaft des Heimes oder
persönliche VSA-Mitgliedschaft

☐

Zutreffendes bitte ankreuzen

Bis 18. April 1988 senden an Kurssekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich,
Telefon 01 252 47 07 (nur vormittags)

sozialen *Vielfältigkeit*, in einer Gemischtheit von Begabungen, Interessen, Intentionen usw.

Doch darf all das die grundlegende *Einheit* nicht vergessen machen. Auf diese grundlegende Einheit kommt es wesentlich an; auch wenn sie niemals Besitz sein kann. Man kann sie als Wille zum Verbundensein bezeichnen, als auf ein Gemeinsames Angetrieben- und Ausgerichtetsein. Sie muss, wie gesagt, immer neu gesucht, und immer wieder auf alle Glieder der Gemeinschaft bezogen werden. Dabei dürfen auch die materiellen Bedingungen einer Gemeinschaft nicht ausser acht gelassen werden. Das scheint zwar selbstverständlich. Doch haben wir, angesichts der gigantischen Bedrohungen, denen wir uns zunehmend ausgesetzt sehen, leider wenig Grund, uns vorschnell darüber zu beruhigen.

Die Suche der grundlegenden Einheit, die ein Bezogensein auf eine innere Mitte bedeutet, vernetzt den Menschen erst im richtigen Sinne, und lässt auch erst seine Individualität angemessen in Erscheinung treten. Das Individuum, jedes einzelne ist gefordert. Auf seinen Beitrag ist nicht zu verzichten. Aber, es darf auch nicht seine Endlichkeit und Vergänglichkeit verdrängen. Individualität, die ihrer Endlichkeit innewird, lebt und wirkt im Wissen darum, dass sie, wie auch die Gemeinschaft, der sie angehört, sich immer nur in Begrenzungen realisieren kann. Dennoch, oder gerade deswegen, braucht es den Willen zum Verbundensein. Es ist eine Herausforderung an jeden einzelnen, «sich nicht vorzuenthalten» (Buber), sich selbst gegenüber nicht, aber auch nicht andern und nicht der Gemeinschaftlichkeit im engeren und weiteren Sinne gegenüber.

2. Sozialität

Individualität greift immer in vielfältiger Weise in die Lebensprozesse anderer ein. Ja sie muss das, weil es menschliche Individualität ohne andere nicht gibt und nicht geben kann. «Der Mensch wird nur unter Menschen ein Mensch» (Fichte). Er ist in seiner ursprünglichen Verfasstheit Beziehung. Ein Ich ohne andere Ichs bzw. Du könnte sich menschlich gar nicht entfalten. Das Bezogenseinkönnen auf sich, auf andere, auf die Welt, auf Transzendenz, ist ursprünglich gegeben, bei jedem Menschen. Deshalb kann der Mensch Antwort geben und in Verantwortung genommen werden, weil er der bereits Angesprochene ist. Im Laufe seines Lebens hat er immer neu zu seinen Bezügen Stellung zu nehmen. Das Beziehungsgefüge, in dem wir uns verwickeln, kann sich niemals in völlig isolierte Individuen auflösen. Wir hören denn auch niemals auf, für andere verantwortlich zu sein; wir beanspruchen dauernd gegenseitige Rechte und Pflichten; wir tragen mit andern, in äusseren und inneren Belangen, dauernd mit und leiden mit.

Das kann so weit gehen, dass sich jemand nur noch eingespannt fühlt. Sein Mit-Denken ist nicht mehr gefragt, sein Mit-Beraten oder gar Mit-Entscheiden noch weniger. Er ist ein Rädchen im grossen Getriebe, das andere pflanzen, andere einrichten, andere in Schwung halten wollen. Das Individuum wird dann dem Sozialen untergeordnet. Nur Effizienz ist wichtig, nur ausgewiesene Leistung zählt. Alles ist aktiviert, professionalisiert, auf einen (äusseren) Zweck ausgerichtet. Gleichschritt im Mitmachen, im Gehorchen, ist gefragt.

So verstandene Sozialität würde freilich zum Götzen, zum «Grossen Tier» (Simone Weil). Der einzelne, seine Individualität und einmalige Bestimmung, wären aus der Verantwortung ausgeklammert, sein Gewissen wäre missachtet. Er hätte damit keinen inneren Wert mehr. Er wäre «enteignet» und müsste sich dann, um das Menschseins willen, nach Möglichkeit vorenthalten.

Wie die falsch verstandene Sozialität des Menschen als Mittel missbraucht werden kann, so kann auch die Individualität vergötzt werden. Wo das Individuum, die Einzigartigkeit jedes Menschen nur von seiner Verliebtheit in sich selbst ausgeht, wird Gemeinschaft verunmöglicht. Ein «Nur auf sich schauen», ein «Sich nur mit sich befassen», ein Suchen nach dem kleinen egoistischen Glück, ist eigentliches Hindernis auf dem Weg zum Gemeinschaftssinn und -geist. Denn Menschsein heisst: das «gegenüberseiende Wesen» (Buber) sein. Hier ist auch der Ort der Besinnung für gelebte Nähe und angemessene Distanz (wie der Untertitel unserer Jahresversammlung lautet). Es muss nicht nur die Distanz dem andern gegenüber möglich sein, es muss auch in gegenseitiger Freiheit die beglückende Nähe erlebt werden können. Und das immer in Gegenseitigkeit. Es ist damit natürlich immer auch, auf beiden Seiten, Entfaltung *und* Begrenzung, das heisst Leiden, verbunden. Die Distanz, durch die Andersheit des andern begründet, und die Nähe, durch die Beziehung zwischen Ich und dem andern Ich als Du gestiftet, gleicht einem Kraftfeld. Soll es funktionieren, dürfen die Kräfte nicht einseitig verändert werden. Individualität und Sozialität müssen in steter Spannung verbleiben.

Nähe und Distanz hat verschiedene «Orte» im Leben: räumlich-physischer Art, psychischer Art, geistiger Art usw. Je enger Menschen in einer Art beieinander leben müssen, desto mehr braucht es die Möglichkeit zur Distanz bei den andern Arten. Ob und wie davon Gebrauch gemacht wird, ist individuell verschieden. Allgemein aber gilt: jeder Mensch braucht, um es im Bilde zu sagen, «Orte», wo er die Türe hinter sich schliessen und bei sich allein sein kann; er muss aber auch die Türe öffnen können, um zu andern hinauszugehen.

3. Sinn der Gemeinschaft

Aus dem Gesagten geht hervor, dass Gemeinschaft dann möglich wird und sich überhaupt «ereignen» kann, wenn jeder einzelne innerhalb einer Gemeinschaft, in Treue zu sich selber, auf eine gemeinsame Mitte schaut und auf diese als gemeinsames Ziel hin lebt. Damit ist nicht gesagt, dass eine Gemeinschaft den Menschen seiner Individualität enthebt. Wenn wir nach dem Sinn der Gemeinschaft fragen, muss beides beachtet werden – Gemeinschaft wie Individualität.

Von all den zählbaren – materiellen, sozialen, kulturellen usw. – Vorteilen, die ein Individuum durch eine Gemeinschaft erhalten kann, will ich jetzt nicht reden. Das sind vorläufige und damit bedingte Sinne. Ich möchte auf einen unbedingten, das heisst das Individuum in seinem Innersten betreffenden Sinn hinweisen. Wir haben oben gehört, dass Freiheit, Verantwortung und Gewissen das Innerliche der menschlichen Individualität bestimmen. Der Individualität, so hörten wir ebenfalls, darf und kann einer durch Gemeinschaft nicht enthoben werden. Ein Rest von Einsamkeit bleibt damit in der besten Gemeinschaft, und zwar immer. Es gibt Leute, die darunter leiden. Sie möchten in der Gemeinschaft, im andern, in einem geliebten Du gänzlich aufgehen. Aber das ist nicht möglich, und es hat einen Sinn. Durch Einsamkeit wird nämlich das Verantwortungsbewusstsein und damit das Gewissen vertieft, ja erst eigentlich ermöglicht, Verantwortung bedeutet Vereinzelung und damit immer auch Einsamkeit, aber auch Hinfindung zu vertieftem Menschsein.

Nicht nur die Einsamkeit, auch die Gemeinschaft hat einen Sinn. Er rückt in den Blick, wenn wir nach dem Ziel der Gemeinschaft fragen. Warum soll denn überhaupt Verbundenheit und nicht Getrenntheit das Tragende in unserer Welt sein? Die Welt zeigt uns doch viel eher das Scheitern als das

Gelingen von Gemeinschaft. Dennoch, jeder von uns sucht etwas Glück, jeder von uns sucht Geborgenheit und Nähe. Wenn die Suche danach auch individuell verschieden ist, und auch auf verschiedenen Ebenen gesucht wird, so ist gegliedertes Menschsein doch nur dort möglich, wo auch Verbundenheit und damit Gemeinschaft erfahren und erlebt wird. Am Anfang steht die Beziehung. Das gilt nicht nur für den menschlichen, sondern auch den ausser-menschlichen, für den ganzen Schöpfungsbereich; mit dem wir übrigens durch unser Bezogenheit unterwegs und in Pflicht genommen sind. Entgegen der heute oft anzutreffenden Tendenz, sich von Bindungen möglichst frei zu machen, machen doch erst beziehungsvolle Bindungen glücklich, das heisst Bindungen, die Freiheit Verantwortung und Gewissen des einzelnen nicht ausschalten, sondern fordern und voraussetzen. So entsteht dann nämlich *wahre* menschliche Gemeinschaft. Diese ist freilich nicht erzwingbar; nicht nur weil die Freiheit der einzelnen dazwischen treten kann, sondern weil sich etwas einstellen, «ereignen» muss, das nicht in der Verfügung der – auch nicht aller! – einzelnen steht: ein «Zwischen», das letztendlich auch mit «Liebe» zu tun hat. «Das Reich der Liebe aber ist immer grösser als das Reich des einzelnen. Es ist auch tiefer als das Wesen der einzelnen» (Buber).

Am Anfang steht das Verbundensein. Es ermöglicht Leben. Der Puls des Lebens ist am anderen Leben sprübar. Immer mehr am gemeinsamen Leben teilzunehmen bringt Vielfalt, Weite, Fülle. Un-Verbundensein hingegen ist Isoliertheit, Abbruch, Grenze, Abgeschnittensein vom vollen Leben. Deshalb ist gegenseitiges Helfen in einer Gemeinschaft nicht blosses Mitleid, sondern ein Mit-Leben, ein sich gegenseitiges Mit-Tragen, ein lebendiges Hin und Her von Geben und Nehmen. Der Helfende, wo immer und wer immer er auch sei, lebt aus dieser Sicht mit dem andern aus einer grösseren Fülle des Lebens und damit der Wahrheit heraus als allein und bloss für sich. Die Bibel sagt das noch viel direkter und kräftiger, wenn sie die Gottes- und Nächstenliebe zur Mitte und zum Sinn des christlichen Denkens und Handelns erklärt (Lu 10,26 ff.) oder wenn Jesus um die Einheit aller bittet (Jo 17,20 ff.). So gesehen kann Gemeinschaft geradezu zum Ort von Theophanie werden, sofern es echte Gemeinschaft ist. Wo die Herzen aufs Du hin offen sind, ist Gott nahe. Deshalb bedeutet das Erlebnis von Gemeinschaft gleichzeitig immer auch Aufruf, die Perspektiven nicht zu verwechseln oder zu verkehren. Wo das bloss Individuelle oder das bloss Soziale beherrschend wird, kann eine Gemeinschaft die Beziehung zur inneren Mitte, zu dem was verbindet, nicht halten. Der Mensch ist als einzelner und als Mitglied von Gemeinschaft(en) in Pflicht genommen. Was zu geschehen hat, können nicht einfach Gesetze und Strukturen erschliessen, wohl aber der Dialog, sofern er vom «Zwischen» bzw. von «Liebe» getragen ist. Auf dessen Hintergrund erhalten freilich auch Gesetze und Strukturen ihre Bedeutung. Sie sind dann um des Menschen willen da, und nicht umgekehrt.

Widersprüchliche Wirklichkeit

Die Gemeinschaft ist ein «Ideal», haben wir gehört, und wir haben auch vernommen, dass menschliches Leben auf Gemeinschaft hin angelegt ist und in der Gemeinschaft Erfüllung erfahren kann. In feinsinniger Darstellung hat uns Frau Dr. Abbt vergegenwärtigt, in welcher Weise Gemeinschaft entsteht, welche Möglichkeiten, welche Gefahren, welche Aspekte sie enthält, kurz, wir wurden mit dem Phänomen Gemeinschaft eindrücklich konfrontiert.

Vermutlich wird unter uns keine Frau und kein Mann gegen diese Darstellung etwas einzuwenden haben. Die Beschrei-

Veteranen-Treffen im Herbst

Jedes Jahr treffen sich die Veteranen beiderlei Geschlechts des VSA im Herbst zu einer Tagung irgendwo an einem schönen, zentral gelegenen Ort der Schweiz. Nach Beschluss des zuständigen OK findet die Tagung der VSA-Veteranen in diesem Herbst am

5. Oktober 1988 in Zofingen

statt. Die Veteranen sind höflich gebeten, in ihrer Agenda sich den genannten Termin vorzumerken. Zofingen ist eine reizvolle kleine Stadt, die verkehrsmässig günstig liegt. Die ausführliche Einladung mit genauem Programm wird rechtzeitig zu einem späteren Zeitpunkt im Fachblatt «Schweizer Heimwesen» erscheinen.

bung der Gemeinschaft wird uns allen einleuchten, weil die Beschreibung uns an Wirklichkeiten unseres je eigenen Lebens erinnert: ja, so ist Gemeinschaft, so kann sie sein, so habe ich es auch schon erfahren.

Nur: die Referentin schilderte uns ein «Ideal», wie gesagt, und das heisst: eine Wirklichkeit wurde uns vor Augen gestellt, die in dieser Welt nie in lauterer Reinheit erfahrbare und spürbare Wirklichkeit ist. Sehr unvollkommen, sehr bruchstückhaft, manchmal (und nicht nur manchmal, sondern sehr oft, geradezu alltäglich) erfahren wir Gemeinschaft nur in den unscheinbarsten und kümmerlichsten Ansätzen, geradezu kaum wahrnehmbar. Homo homini lupus: der Mensch ist für seine Mitmenschen ein Wolf, wie der alte Spruch sagt: diese Erfahrung ist doch viel verbreiteter als die Erfahrung guter und gelingender Gemeinschaft, wenn wir an die Banalitäten und Hässlichkeiten, ja Gemeinheiten unserer Alltagserlebnisse denken.

Man braucht diese gegenteilige Erfahrung nicht auszumalen. Man muss auch gar nicht versuchen auszurechnen, wie sich beide Erfahrungen zahlenmässig und gewichtsmässig zueinander verhalten. Pessimisten werden da andere Werte erzielen als die sogenannten Optimisten. Es genügt vollständig, die gewiss unbestrittene Feststellung zu treffen: Gemeinschaft ist



Die Erfahrung, sagt Prof. Dr. H.D. Altendorf, ist sehr verbreitet. Homo homini lupus – der Mensch ist für den Mitmenschen ein Wolf.

gewiss ein wünschbares Ideal, also zu erstrebendes Leitbild und Ziel, nur die Welt, sie widerstrebt dem, sie ist eben nicht so.

Mit anderen Worten:

Wir alle empfinden, dass es sich wie bei jedem «Ideal» darstellt: wir bejahen es, weil es evident ist, also «einleuchtet» (denn wir haben von ihm fragmentarische Erfahrungen und Erlebnisse), auf der anderen Seite haben wir erhebliche Mühe, das Ideal zu verwirklichen. Einmal sehen wir um uns herum nur erheblich eingeschränkt verwirklicht, zum anderen beobachten wir als ehrliche Menschen, dass wir selbst uns als sehr zwiespältig erfahren müssen: in uns selbst kämpfen die widersprechendsten Neigungen und Bestrebungen; jedes von uns ist selbst ein innerlich unausgeglichener Mensch, der eine mehr, die andere weniger. Der Historiker könnte uns nun lang und breit erzählen, dass es immer schon so gewesen ist, seit es Menschen gibt.

Das ist alles uns nur zu gut vertraut und bedarf eigentlich nicht vieler Worte und Ausführungen.

Wir kennen zwei grosse menschliche Gemeinschaftsformen, die in unserer europäischen Kultur versuchen, menschliche Gemeinschaft durchzusetzen und zu bilden: Staat und Kirche. Von ihnen ist der Staat zugeständnermassen eine Zwangsgemeinschaft. Die Kirche und die Kirchen wollen «eigentlich» keine Zwangsgemeinschaften sein, sondern verstehen sich im strengen Sinn als Gemeinschaften, die freiwillig gebildet werden und in denen neue und dauerhafte Gemeinschaft, ja ewige Gemeinschaft gestiftet wird.

Vom Staat soll jetzt keine Rede sein. Als steuerzahlende, den Gesetzen und Verordnungen unterstehende, Militärdienst leistende, sich in Vereinen und Organisationen betätigende Menschen wissen wir nur zu gut: der Staat ist eine anscheinend unumgängliche Organisationsform menschlichen Miteinanders, die es einigermaßen ermöglicht, dass wir miteinander auskommen, dass Ordnung und Frieden gewahrt sind, dass alle Menschen in irgend einer mehr oder weniger angemessenen Lebensweise ihre irdischen Tage mehr oder weniger schlecht und recht leben können. Wir sind froh, wenn ein gewisser Standard an sozialer und individueller Gerechtigkeit und Lebenssicherheit erreicht und gehalten wird. Und wir sind froh, wenn zwischen den Staaten nicht kriegerische Verhältnisse herrschen – so wie wir auch froh sind, wenn in unseren Familien und Heimen es wenigstens einigermaßen «klappt» und wir auf diese Weise es einigermaßen schaffen, durch das Leben zu kommen.

Das bescheidene und anspruchslose «einigermaßen» verrät zweierlei: einmal erscheint es uns als realistisch, nicht zuviel vom Leben zu verlangen (so schön es ist, wenn unser Lebenshunger und -durst in Fülle gespeist und getränkt wird), zum anderen verrät die Floskel, dass kaum Hoffnung besteht, die Sache möchte sich grundlegend ändern können. Wir werden froh und dankbar sein, wenn es so (oder ein wenig anders) weitergeht und nicht Katastrophen das bisschen Glück und Erfüllung zerstören. Aber wirkliche Hoffnung in den Staat zu setzen, er als die grosse menschliche Organisationsform werde eines Tages das ganz grosse Glück vollkommener Menschengemeinschaft bringen – diese Vorstellung werden wohl die allermeisten unter uns als Illusion abtun.

Ich halte diese illusionslose Haltung für vernünftig. Wir werden in den Staat (wie in die Familie) ohne unser Zutun hineingestellt, und wir werden aus geschichtlicher und politischer Einsicht heraus gut daran tun, sehr nüchtern, sehr praktisch, sehr «pragmatisch» im menschlichen Miteinander

in Staat (und Familie) die berühmten (und so schwerfallenden) kleinen Schritte zu tun, die in Wahrheit die Schritte sind, die uns möglicherweise auch im menschlichen Tun und Leiden ein klein wenig voranbringen.

Und doch: es ist etwas in jedem Menschen, das sich mit diesem vernünftigen und behutsamen und ach so klugen Vorsichtig- und Vernünftigtun nie und nimmer begnügen will. Soeben lese ich auf einem Kalenderblatt einen Spruch:

*«Das Schöne am Leben ist,
dass man fast alles ändern kann,
wenn man wirklich will».*

Schön wär's! Die Erfahrung unserer Alltagsarbeit widerlegt den Spruch natürlich sofort glänzend. Und doch: immer wieder kommt uns der utopische Gedanke und sehnliche Wunsch, es möchte diese Utopie geben, die auch Erfüllung aller Gemeinschaftssehnsüchte bringen würde. Utopie heisst «Nicht – Ort». Aber vielleicht gibt es im Morgenlicht eine solche ferne Insel Utopia, die wir sehen und betreten könnten?

Uausrottbar lebt im Menschengeschlecht solche Sehnsucht.

Deshalb gibt es Religion,
deshalb auch die Kirche . . .

Sie wissen, dass ich Theologe bin und deshalb auch sozusagen todsicher von der Kirche und vom Christentum sprechen «muss». Und es wäre gar kein Wunder, wenn in diesem Moment bei mancher und bei manchem unter Ihnen sozusagen die Jalousien geschlossen würden: denn *die* Erfahrung haben wir doch auch schon gemacht: ob Familie, Heim, Staat oder Kirche und Kirchen: *grundsätzlich* unterscheidet sich das doch nicht voneinander, und ein vernünftiges, politisch kluges Durchwursteln wird auch hier der gegebene Weg sein, denn eigene Erfahrung und Geschichte zeigen doch auch hier, dass die Kirche und die vielen Kirchen und kirchenähnlichen Gemeinschaften strukturell absolut gleichen Gesetzen unterliegen.

Dagegen lässt sich nichts sagen, jedenfalls nicht, wenn wir die Kirche(n) aus der gleichen Perspektive betrachten, aus der wir bis jetzt unsere Themastellung «Gemeinschaft in der Wirklichkeit» betrachtet haben. Wiederum kann der Historiker hier ein fast erdrückend reichhaltiges Material anbieten, aus dem hervorgehen scheint, dass für die Kirche und die Kirchen schlechterdings keine anderen Bedingungen bestehen wie für andere Gemeinschaftsformen, dass also von den Kirchen vernünftigerweise nichts Besseres und Anderes erhofft werden kann, als von jenen Formen.

Damit habe ich sozusagen meine Pflicht getan. Ich habe in knapper Fassung auf die allen genugsam vertraute Lebenserfahrung hingewiesen, dass Ideal und Leben auseinanderklaffen, mit anderen Worten, dass die vorfindbare Wirklichkeit widersprüchlich ist:

Wir sehen eine ideale Schau vor uns, eine Vision, was Gemeinschaft sein könnte, und gleichzeitig sehen wir überall, gewiss im Staat, aber auch in den so anspruchsvoll auftretenden christlichen Kirchen: Gemeinschaft ist offenkundig überall so fragmentarisch und gebrochen vorhanden, wie wir das eingangs feststellten, und wie wir es schliesslich auch vor dem Referat bereits wussten.

Und doch . . . : fern und ewig leuchtet etwas – nur Utopie, Niemandsland?

Frau Abbt mag jetzt den dritten Teil eröffnen und etwas fragen. Vielleicht kann dem verborgenen Geheimnis der

Helfen: Auf der Suche nach einer künftigen Anthropologie des Helfens

VSA-Kurs für alle, die in einem Heim tätig sind sowie für Vertreter von Heim-Trägerschaften.

Leitung: Dr. Imelda Abbt

Ist das selbstverständliche Helfen lächerlich geworden oder nur noch für Leute von vorgestern? Nicht nur der Begriff, sondern auch die Sache selber braucht eine dringende Klärung, denn davon hängt das Wohlergehen der Menschen im Heim ganz entscheidend ab.

1. Kurstag: Ein Verständnis verändert sich. Von der Selbstverständlichkeit und Freiwilligkeit zur Professionalität des Helfens.

2. Kurstag: Vor-Bilder aus der Tradition?

3. Kurstag: Visionen. Konkrete Möglichkeiten für den Alltag und die Zukunft.

Zeit: Jeweils von 09.30 bis 16.00 Uhr.

Durchführungsorte und Termine, Region Graubünden

Mittwoch, 13. April 1988

Donnerstag, 5. Mai 1988

Dienstag, 14. Juni 1988

{ Stiftung Bündnerische Eingliederungsstätten für Behinderte, Gartenstr. 16, 7000 Chur

Durchführungsorte und Termine, Region Bern

Donnerstag, 21. April 1988:

Mittwoch, 4. Mai 1988:

Mittwoch, 15. Juni 1988:

Blindenheim Bern

Knabenheim auf der Grube, Niederwangen

Wohnpark Elfenau, Bern

Durchführungsorte und Termine, Region St. Gallen

Dienstag, 23. August 1988

Mittwoch, 21. September 1988

Donnerstag, 27. Oktober 1988

{ Blindenwohnheim Bruggwaldstrasse 37a, 9009 St. Gallen

Kurskosten: für je drei Kurstage, die nur en bloc besucht werden können (inkl. Verpflegung) Fr. 220.-

12 % Ermässigung für TeilnehmerInnen aus VSA-Heimen mit persönlicher Mitgliedschaft

9 % Ermässigung für TeilnehmerInnen aus VSA-Heimen

3 % Ermässigung bei persönlicher Mitgliedschaft

Anmeldung: Bis 31. März 1988 für Region GR/BE resp. bis 10. August 1988 für Region SG an Kurssekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich, Tel. 01 252 47 07 (nur vormittags)

Anmeldung

Name, Vorname

Tätigkeit, Funktion

Name und Adresse des Heims

Region GR ☐

Region BE ☐

Region SG/ZH ☐

VSA-Mitgliedschaft des Heims ☐ Persönliche Mitgliedschaft ☐ Bitte zutreffendes ankreuzen.

Gemeinschaft doch noch auf anderem Weg ein Zugang eröffnet werden!

Abbt: Vier Fragen

Dr. Imelda Abbt: Herzlichen Dank, Herr Altendorf. Sie erklärten immer wieder, ich hätte von einem schönen Ideal geredet, und das auch noch so schön ausgeschmückt. Ich möchte Ihnen sagen: Es ist nicht nur ein Ideal, das Ideal ist auch Wirklichkeit, und zwar eine Wirklichkeit, die ich im VSA immer wieder erlebe, seit vielen Jahren. Wir haben von Individualität geredet, von Sozialität, vom Sinn der Gemeinschaft, als grundlegende Bedingungen der Gemeinschaft. Und bei der Individualität ist besonders von der Freiheit geredet worden, die uns alle betrifft, von unserer Verantwortung und vom Gewissen. Bei der Sozialität sagten wir: Die Menschen sind aus ihrem Ursprung heraus Beziehung, und da ist denn auch der Ort, wo man sich besinnt auf das, was Nähe und Distanz ist. Und beim Sinn der Gemeinschaft sagten wir, es geht auf eine gemeinsame Mitte hin, wo aber jeder in Treue zu sich selber leben soll. Sie haben dann die widersprüchliche Wirklichkeit aufgezeigt, wie das Leben eben ist, der Mensch ein Wolf der Mitmenschen, der Staat als unfreiwillig gewählte Zwangsgemeinschaft, in welche man aber letztlich keine wirkliche Hoffnung setzen kann. Auch die Kirche, sagten Sie, unterscheidet sich grundsätzlich nicht vom Staat. Man müsse auch da sich politisch klug durchwursteln. In Wirklichkeit gibt es doch jetzt Gemeinschaften, geglückte Gemeinschaften. Unser Verband setzt sich ja bald 150 Jahre dafür ein.

Nun habe ich vier Fragen an Sie, ich formuliere sie gleich nacheinander. Es geht dabei um die Vermittlung von Ideal und Wirklichkeit:

1. Frage

Wem kommt es im Heim zu, für das Gelingen der Lebensgemeinschaft verantwortlich zu sein, also wem kommt es zu, wer ist da verantwortlich, dass Lebensgemeinschaft möglich ist.

2. Frage

Welches ist der Beitrag vom Staat her, dass unsere Heime eine Lebensgemeinschaft sind oder wenn sie es nicht sind, werden können und auch bleiben können?

3. Frage

Welches ist der Beitrag der Kirche, der Kirchen für die Heime als Lebensgemeinschaft?

Letzte Frage

Hat nicht auch die Öffentlichkeit mitverantwortlich zu sein, dass unsere Heime wirklich lebendige Lebensgemeinschaften sein können?

Altendorf gibt Antwort

Altendorf: Zunächst etwas zu Ihrer Beschreibung. Es liegt mir natürlich meilenweit fern, Euere Gemeinschaft als eine unvollkommene anzusehen, es ist völlig klar, dass das ja anders ist (Gelächter). Im Ernst jetzt: Ich habe natürlich gar keine Kritik an Frau Abbt geübt, sondern sie hat das in einer sehr ausgewogenen Art und Weise beschrieben, das Ja und das Nein, das da ist. Ich habe allerdings ein bisschen stärker als sie das unterstrichen, was mit dem Wort «scheitern» ausgedrückt ist, und es ist ja ganz klar, das ist ja unser Problem! Uns leuchtet dieses Miteinander von dem einzelnen und der Gesamtheit auch in der Spannung sofort ein, und wir können immer wieder versuchen, diese Spannung lebendig zu gestalten und werden auch immer wieder einen Teil Gelingen

erleben. Was ich eben nicht als Kritik, sondern einfach als Schwänzelein daran noch gesagt habe, ist das: Was machen wir mit der Erfahrung, die die Menschheit als ganze, die das Volk, die Gemeinschaft, die also auch auch jeder einzelne von uns als einzelner macht, dass es eben nicht geht, und dass es dann so schnell zu dem Wursteln wird. Es geht ja so schnell, das ist mir eben wieder bewusst geworden beim Anhören, dass wir uns zufrieden geben damit, zu sagen, es ist halt schwierig, aber wenn man es richtig austariert, dann geht es einigermassen. Und dass wir zuwenig damit Ernst machen – und das zeigt ja auch ein Blick, nicht nur auf die Jugend, sondern auf alle Menschen, nur bei der Jugend sieht man es deutlicher, weil die noch den Mund auf tut –, dass ein Pessimismus kommen kann, dass eine Enttäuschung kommen kann, die alle diese schönen Worte und die wahren Worte ganz weit von uns wegrückt. Dann sehen sie wirklich aus, wie ein weltfremdes Ideal, und das, meine ich, ist unser Problem, wie wir da heraus kommen.

Und jetzt die Fragen! Sie sind ein wenig anders angelegt, als ich es jetzt begründen könnte. Ich will sie einmal ganz kurz beantworten, auch unvollkommen, und nachher noch etwas anderes sagen, was mir eigentlich noch mehr am Herzen liegt.

Zur 1. Frage

Wer ist verantwortlich für ein Gelingen von Gemeinschaft? Natürlich wir! Ich! Alle sind wir verantwortlich, aber in der Weise, dass es Gemeinschaft nicht automatisch gibt. Die meisten Menschen haben ja von daher eine falsche Verantwortung an die Gemeinschaft, weil sie ausgehen, sozusagen von der Liebe auf den ersten Blick, nicht wahr! Die Begegnung – dann funkt es, und dann ist das Glück da! Aber auf Dauer? Es ist nun eben mal da. Und das wiederholt sich im Leben nach den Rosentagen der Jugend eben sehr spärlich (Raunen). Ja, Gott sei dank, auch später noch, und das heisst, was übrigens auch bei der Liebeserfahrung in den ersten Jahren des Lebens der Fall ist –, dass zu jeder geglückten Begegnung etwas gehört, das wir mit dem alten deutschen Wort «Arbeit» umschreiben müssen, dass das Herz mitwirken muss.

Wieviel an Liebe stirbt unter uns nur deshalb, weil wir hoffen auf eine Wirklichkeit, die einbricht, und nicht spüren, dass Wirklichkeit und Gemeinschaft erarbeitet werden müssen. Nicht im Sinne von einer Kopfarbeit oder Handarbeit, sondern von der Arbeit des Herzens. Wir werden für alles ausgebildet, bekanntlich, mit Kopf und Hand und für alles, nur nicht für diese Dinge. Und da meine ich: Vielleicht müsste man das wieder lernen. Ich schäme mich, wenn ich Geschichten lese von den Indianern oder den Schwarzen aus dem letzten Jahrhundert, was da berichtet wird und heute noch in Resten vorhanden ist. Wie die junge Generation in diesen Gesellschaften gar nicht mit Wissen versorgt wird wie wir – ihre Hütte können sie sowieso alle selber bauen –, sondern wie man ganz viel Zeit und Kraft verwendet, um einzuüben, was Gemeinschaft ist und wie man sozusagen «die Liebe» lernt. Ich meine, das ist das eigentliche Kernstück, das wieder zu lernen! Vielleicht sollten wir uns da manchmal bei aller Bildungsreform auch Gedanken machen. Es ist nämlich viel, viel schwerer. Da kann man nicht einfach Lehrer oder Lehrerin sein, sondern da ist man auch betroffen und der einzelne auch.

Die Fragen 2 bis 4 nehme ich zusammen:

Gesellschaft, Öffentlichkeit, Kirche und Staat:

Die Antwort ist einfach: Beim Staat ist es wirklich das einzige, was er tun kann, und das kann er tun: Für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Das klingt sehr schön und ist selbstverständlich für uns. Manchmal ist es uns zu ruhig. Sobald wir in die grosse weite Welt schauen, spüren wir, was gemeint ist: Dass wir in Frieden und Freiheit hier leben können. Das heisst auch, dass

der Staat als Organisationsform Geld zur Verfügung stellt für diese Arbeit. Mehr sollte er aber auch nicht tun. Das heisst, die Gesellschaft – verkörpert im Staat – oder die Öffentlichkeit – verkörpert im Staat – soll wissen, was sie für ein Opfer bringen muss, und es sollte ein Opfer sein, vielleicht auch etwas grösser noch, als wir in der Regel dafür ausgeben, dass eine Arbeit geleistet werden kann in den Heimen.

Bei der Kirche ist es schon schwieriger

Bei der Kirche ist es schon etwas schwieriger. Ich meine – ich rede jetzt nicht in einer christlichen Gemeinde –, der Respekt vor dem einzelnen Menschen muss es verbieten, dass die Kirchen – und es gibt ja mehrere Formen von Kirchen – allzu intensiv auch in das Leben eines Heimes eingreifen als Organisation. Da ist der Respekt vor dem Glauben des andern da. Und ich meine, das gilt auch dort, wo in einem katholischen Kanton die katholische Kirche sozusagen die Kirche ist, oder im reformierten Kanton die reformierte Kirche die Regel ist. Auch da darf nicht gesagt werden, wir sind katholisch, wir sind reformiert, so wird's im Heim gemacht, sondern da sollte die Vielfalt der Menschen respektiert werden und die immer mehr werdenden Menschen, die eigentlich in keiner Kirche beheimatet sind oder einer andern Gruppe angehören. Bitte, da soll man ganz vorsichtig sein.

Aber die Kirche, und damit komme ich nun zum letzten, das über die Frage hinausführt, hat eine ganz andere Aufgabe, nicht als Verwaltungseinheit, sondern als Gemeinschaft derer, die glauben, und dazu werden wohl auch einige unter Euch gehören. *Die Kirchen hüten ein Geheimnis.* Das ist der einzige Zweck ihres Daseins, nicht sie selbst. Ob die Kirchen Landeskirchen sind, die vom Staat unterhalten werden, wie es hier in der Schweiz die Regel ist, oder Freikirchen, ist völlig gleichgültig. Aber diese Kirchen dürfen nie und nimmer vergessen, dass sie ein Geheimnis hüten und das weitergeben müssen. Das heisst praktisch, der einzelne Vertreter einer Kirche, der einzelne glaubende Christ oder Christin hat das auch in einem Heim zu bezeugen, aber nicht als Vertreter einer Gruppe, sondern als Hüter, Mithüter dieses Geheimnisses.

Was ist das für ein Geheimnis? Das habe ich ja vorhin nicht gesagt. Was heisst denn eigentlich «Liebe»? Im Grunde hat dies Frau Abbt mit dem schönen Wort «verbunden werden» schon gesagt. Verbunden werden kann man ja verstehen auch vom Verbunden-werden einer Wunde. Gemeinschaft entsteht auch da, wo Wunden verbunden werden, wo geheilt wird. Und jetzt könnte ich das ganz christlich ausdrücken, ich könnte es auch profan ausdrücken. Ich meine, christlich würde es heissen: Vergebung, Versöhnung. Nicht christlich ausgedrückt würde es heissen: Lernen, was Liebe ist, Liebe im tiefsten Sinne. Und jetzt, was heisst Liebe im tiefsten Sinne? Im äusserlichen Sinne habe ich es schon gesagt, das wäre Begegnung – es funkt, nicht wahr! Die Liebesbegegnung zwischen zwei Menschen auf den ersten Blick. Aber das dauert nicht lange. Begegnung – dann kommt ja das Abstossen, dann kommt auch das Streiten, dann kommt auch das Fremdwerden hinzu, und deshalb gibt es eine christliche Beschreibung von dem, was Liebe ist. Das kann man ganz schlicht sagen, das heisst: «Wiedervereinigung», «Wiederfinden», «Wiederneuanfangen». Das ist mit diesen Wörtern «Versöhnung» oder «Liebe» im strengsten Sinne gemeint. Dass diese Art von Liebe, diese Agape, wie es griechisch heisst, versucht und erfährt, dass es auch im Fragment und im Scheitern einen neuen Anfang gibt. Das ist die eigentliche Liebe.

Nebenbei will ich gleich sagen: Sie ist kein Gegensatz zu der andern Liebe, sie ist nur ihre Erfüllung. Also sie ist auch kein Gegensatz zu sinnlicher Liebe, sie ist auch kein Gegensatz zu Sexualität, sie ist kein Gegensatz zur Freundschaft, sie ist kein Gegensatz zur Sympathie, aber sie ist die tiefste Tiefe, wo alle

Formen irdischer Liebe sich vereinigen können. Dass Liebe mehr ist als eine begeisterte Begegnung von Gleichgesinnten, dass Liebe mehr ist als ein mitleidiges Pflegen von Bedürftigen, die einem aber zum Hals heraushängen – ich mache es aber, weil es mein Job ist –, sondern es ist ein Finden unter den Gegensätzen. Und ich nehme an, dass das auch etliche oder alle unter uns einmal erfahren haben, was das heisst, wenn Menschen sich wiederfinden. Die Wunden sind alle noch da, und es wird auch nichts vergessen. Aber diese Freude, die man durch ein Vergeben hat – Vergeben klingt wieder so sehr hoch –, aber die Freude, die man hat, wenn man wiederfindet, wenn man auf einer neuen Basis sich findet, wenn vielleicht stürmische Erfahrungen geläutert werden, das ist das eigentlich tragfähige Ding.

Und jetzt sage ich das nicht, weil ich da als Pfarrer noch schnell eine Predigt vor Ihnen halten muss, sondern weil ich glaube, dass das die letzte, erfahrbare Wirklichkeit ist. Die geht auch gar nicht aus von einem Ideal, sondern die arbeitet gleichsam mit einer realistisch, nüchtern erfahrbaren Wirklichkeit. Es gibt diese Wiedervereinigung. Es gibt dieses Finden, auch im Fragment, auch im Scheitern. Das kann man nicht jeden Tag machen, das kann man auch nicht jeden Tag so bereden. Aber das ist die geheime Basis jeder menschlichen Gemeinschaft. Ich glaube, wie ich vorhin gesagt habe, die Liebe eben. Und bekannt ist Ihnen, und das sollte man lernen, noch wichtiger ist es dieses Geheimnis, und es ist ein Geheimnis, zu bedenken und einzuüben.

Ich will schliessen mit einem ganz schlichten Rezept

Ich will schliessen mit einem ganz schlichten Rezept. Es ist sehr primitiv, ich schäme mich, aber ich komme vom Land, wissen Sie, es sind einfache Leute da bei uns – es ist wirklich primitiv, es ist so primitiv, dass es scheinbar gar kein Rezept ist. Wenn Sie mal überlegen, wie Sie Ihren Tag einteilen, wieviel Zeit – und zwar jetzt nicht ideale Zeit – so, ja ja, natürlich, so mache ich das auch –, sondern konkrete Zeit, die Sie messen können mit der Uhr –, wieviel Zeit opfern wir unserer eigenen Seele (um es altertümlich auszudrücken) oder unserer Liebe? Das heisst, vielleicht liegt da der Hund begraben. Wir müssten vielleicht drei Minuten oder zehn Minuten, aber ich meine es jetzt wörtlich, drei Minuten oder zehn Minuten, das heisst eine konkrete Zeit in einem bestimmten Tag, das heisst jeden Tag einmal opfern dafür, nichts zu tun, nachzudenken, auch wenn das ganz nervös macht, es passiert gar nichts, «was heisst für mich Liebe, und wie sieht das aus in meiner Umgebung?»

Fangen Sie bitte nicht bei den Leuten an in Honolulu oder Nicaragua, sondern hier oder bei sich. Ich glaube, es ist wirklich primitiv, und es ist nur ein kleines Rezept, aber wenn wir nicht als Menschen anfangen ganz konkret, ganz praktisch einmal etwas einzuüben und zu fragen, wie wird alles, was wir so schön von Gemeinschaft wissen und fühlen und hören und glauben realisiert. Da muss man anfangen mit diesem Stillewerden vor sich selbst. Und bitte nicht nur drei Tage, sondern längere Zeit. Sie werden sehen, das ist genau so wie wenn Sie jeden Tag essen oder nicht essen oder nicht schlafen, dann merken Sie das ja sehr schnell und umgekehrt auch – Sie werden erstaunt sein, was für ein Wunder man erlebt. Sie werden keine besseren Menschen werden, überhaupt nicht, aber uns wird aufgehen, deutlicher aufgehen, um was es geht, und danach werden wir einmal gemessen. Nicht was wir wirklich realisiert haben, sondern ob wir den Stern gesehen haben oder die Sonne, die uns leuchtet, und ein ganz kleinwenig kann das auch durchscheinen in die alltägliche Wirklichkeit.

(Beim dritten Teil handelt es sich um die Transkription einer Tonbandaufzeichnung.)